



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kultur der Renaissance in Italien

ein Versuch

Burckhardt, Jacob

Leipzig, 1913

Elftes Kapitel: Sturz der Humanisten im 16. Jahrhundert

[urn:nbn:de:hbz:466:1-74965](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-74965)

Architektur und Ornamentik waren auf das Anbringen von Inschriften — oft in vielfacher Wiederholung — vollkommen eingerichtet, während z. B. das Gotische des Nordens nur mit Mühe einen zweckmäßigen Platz für eine Inschrift schafft, und sie an Grabmälern z. B. gerne den bedrohlichsten Stellen, den Rändern, zuweist.

Durch das bisher Gesagte glauben wir nun keineswegs den Leser von dem eigentümlichen Werte dieser lateinischen Poesie der Italiener überzeugt zu haben. Es handelt sich nur darum, deren kulturgeschichtliche Stellung und Notwendigkeit anzudeuten. Schon damals entstand¹⁾ übrigens ein Zerrbild davon: die sogenannte macaronische Poesie, deren Hauptwerk, das *Opus macaronicorum*, von Merlinus Coccaius (d. h. Teofilo Folengo von Mantua) gedichtet ist. Vom Inhalt wird noch hier und da die Rede sein; was die Form betrifft — Hexameter und andere Verse gemischt aus lateinischen und italienischen Wörtern mit lateinischen Endungen —, so liegt das Komische derselben wesentlich darin, daß sich diese Mischungen wie lauter *Lapsus linguae* anhören, wie das Sprudeln eines übereifrigen lateinischen Improvisators. Nachahmungen aus Deutsch und Latein geben hiervon keine Ahnung.

Elftes Kapitel.

Sturz der Humanisten im 16. Jahrhundert.

Nachdem mehrere glänzende Generationen von Poeten-Philologen seit Anfang des 14. Jahrhunderts Italien und die

¹⁾ Scardeonius, *De urb. Patav. antiqu.* (Graevius *thes.* VI, III, Col. 270) nennt als den eigentlichen Erfinder den Tifi eig. Michael Odasio von Padua, † 1492. Vgl. über ihn und seine Brüder Antonio († 1512) und Ludovico Rossi, *Giorn. stor.* XII, 418 ff. XXXII, 262 ff. Ein Stück seines Gedichtes *De Patavinis qui-*

busdam arte magica delusis gedruckt bei Genthe: *Gesch. der macaronischen Poesie* S. 207. Die *Macaronica* ganz schon Mailand 1864, besser bei Zannoni, S. 97—123. Gemischte Verse aus Latein und den Landes Sprachen gibt es aber schon viel früher allenthalben. Wichtig Zannoni 1—96.

Welt mit dem Kultus des Altertums erfüllt, die Bildung und Erziehung wesentlich bestimmt, oft auch das Staatswesen geleitet und die antike Literatur nach Kräften reproduziert hatten, fiel mit dem 16. Jahrhundert die ganze Menschenklasse in einen lauten und allgemeinen Mißkredit, zu einer Zeit, da man ihre Lehre und ihr Wissen noch durchaus nicht völlig entbehren wollte. Man redet, schreibt und dichtet noch fortwährend wie sie, aber persönlich will niemand mehr zu ihnen gehören. In die beiden Hauptanklagen wegen ihres bössartigen Hochmutes und ihrer schändlichen Ausschweifungen tönt bereits die dritte hinein, die Stimme der beginnenden Gegenreformation: wegen ihres Unglaubens.

Warum verlauteten, muß man zunächst fragen, diese Vorwürfe nicht früher, mochten sie nun wahr oder unwahr sein? Sie sind schon frühe genug vernehmlich, allein ohne sonderliche Wirkung, offenbar, weil man von den Literaten noch gar zu abhängig war in betreff des Sachinhaltes des Altertums, weil sie im persönlichsten Sinne die Besitzer, Träger und Verbreiter desselben waren. Allein das Überhandnehmen gedruckter Ausgaben der Klassiker, die sehr früh mit alten Scholien und neuen Kommentaren veröffentlicht wurden, großer wohlangelegter Handbücher und Nachschlagewerke emanzipierte das Volk schon in bedeutendem Grade von dem dauernden persönlichen Verkehr mit den Humanisten, und sobald man sich ihrer auch nur zur Hälfte entschlagen konnte, trat dann jener Umschlag der Stimmung ein. Gute und Böse litten darunter ohne Unterschied.

Urheber jener Anklagen sind durchaus die Humanisten selbst. Von allen, die jemals einen Stand gebildet, haben sie am allerwenigsten ein Gefühl des Zusammenhaltes gehabt oder, wo es sich aufraffen wollte, respektiert. Sobald sie dann anfangen, sich einer über den andern zu erheben¹⁾, war ihnen jedes Mittel gleichgültig. Blüßschnell gehen sie von wissenschaftlichen Grün-

¹⁾ Schon Salutati setzt (1368) einmal auseinander, zunächst mit Be-

ziehung auf Dichter: seipsos laudare turpe non est (Briefe I, S. 71).

den zur Invektive und zur bodenlosesten Lästerung über; sie wollen ihren Gegner nicht widerlegen, sondern in jeder Beziehung vernichten. Etwas hiervon kommt auf Rechnung ihrer Umgebung und Stellung; wir sahen, wie heftig das Zeitalter, dessen lauteste Organe sie waren, von den Wogen des Ruhmes und des Hohnes hin und her geworfen wurde. Auch war ihre Lage im wirklichen Leben meist eine solche, daß sie sich beständig ihrer Existenz wehren mußten. In solchen Stimmungen schrieben und perorierten sie und schilderten einander. Poggios Werke allein enthalten schon Schmutz genug, um ein Vorurteil gegen die ganze Schar hervorzurufen — und diese Opera Poggii mußten gerade am häufigsten aufgelegt werden, diesseits wie jenseits der Alpen. Man freue sich nicht zu früh, wenn sich im 15. Jahrhundert eine Gestalt unter dieser Schar findet, die unantastbar scheint; bei weiterem Suchen läuft man immer Gefahr, irgend einer Lästerung zu begegnen, welche, selbst wenn man sie nicht glaubt, das Bild trüben wird¹⁾. Die vielen unzünftigen lateinischen Gedichte und etwa eine Persiflage der eigenen Familie, wie z. B. in Pontanos Dialog „Antonius“, taten das übrige. Das 16. Jahrhundert kannte diese Zeugnisse alle und war der betreffenden Menschengattung ohnehin müde geworden. Sie mußte büßen für das, was sie verübt hatte, und für das Übermaß der Geltung, das ihr bisher zuteil geworden war. Ihr böses Schicksal wollte es, daß der größte Dichter der Nation sich über sie mit ruhiger souveräner Verachtung aussprach²⁾.

Von den Vorwürfen, die sich jetzt zu einem Gesamtwiderwillen sammelten, war nur zu vieles begründet. Ein bestimmter kenntlicher Zug zur Sittenstrenge und Religiosität war und blieb in manchen Philologen lebendig, und es ist ein Zeichen geringer Kenntnis jener Zeit, wenn man die ganze Klasse verurteilt; aber viele, und darunter die lautesten, waren schuldig.

¹⁾ Proben lazziver Dichtung und Gesinnung aus den geistig höchststehenden Florentiner Kreisen teilt

V. della Torre mit. S. 297 fg.

²⁾ Ariosto, Satira VII. Vom Jahre 1531.

Drei Dinge erklären und vermindern vielleicht ihre Schuld: die übermäßige, glänzende Verwöhnung, wenn das Glück ihnen günstig war; die Garantielosigkeit ihres äußeren Daseins, so daß Glanz und Elend je nach Launen der Herren und nach der Bosheit der Gegner rasch wechselten; endlich der irremachende Einfluß des Altertums. Dieses störte ihre Sittlichkeit, ohne ihnen die feinige mitzuteilen; und auch in religiösen Dingen wirkte es auf sie wesentlich von seiner skeptischen und negativen Seite, da von einer Annahme des positiven Götterglaubens doch nicht die Rede sein konnte. Gerade weil sie das Altertum dogmatisch, d. h. als Vorbild alles Denkens und Handelns, auffaßten, mußten sie hier in Nachteil geraten. Daß es aber ein Jahrhundert gab, welches mit voller Einseitigkeit die alte Welt und deren Hervorbringungen vergötterte, das war nicht mehr Schuld einzelner, sondern höhere geschichtliche Fügung. Alle Bildung der seitherigen und künftigen Zeiten beruht darauf, daß dies geschehen ist, und daß es damals so ganz einseitig und mit Zurücksetzung aller anderen Lebenszwecke geschehen ist.

Der Lebenslauf der Humanisten war in der Regel ein solcher, daß nur die stärksten sittlichen Naturen ihn durchmachen konnten, ohne Schaden zu nehmen. Die erste Gefahr kam bisweilen wohl von den Eltern her, die den oft außerordentlich früh entwickelten Knaben zum Wunderkind¹⁾ ausbildeten, im Hinblick auf eine künftige Stellung in jenem Stande, der damals alles galt. Wunderkinder aber bleiben insgemein auf einer gewissen Stufe stehen, oder sie müssen sich die weitere Entwicklung und Geltung unter den allerbittersten Prüfungen erkämpfen. Auch für den aufstrebenden Jüngling war der Ruhm und das glänzende Auftreten des Humanisten eine gefährliche Lockung; es kam ihm vor, auch er könne „wegen angeborenen Hochsinns die gemeinen und niedrigen Dinge nicht mehr beachten“²⁾. Und so stürzte man sich in ein wechselvolles, aufreibendes Leben hinein, in welchem angestrengte Studien,

¹⁾ Vgl. Erturs LXXII.

²⁾ Ausdruck des Filippo Villani, Vite p. 5 bei einem solchen Anlaß.

Hauslehrerschaft, Sekretariat, Professur, Dienstbarkeit bei Fürsten, tödliche Feindschaften und Gefahren, begeisterte Bewunderung und Überschwemmung mit Hohn, Überfluß und Armut wirr aufeinander folgten. Dem gediegensten Wissen konnte der flachste Dilettantismus bisweilen den Rang ablaufen. Das Hauptübel aber war, daß dieser Stand mit einer festen Heimat beinahe unverträglich blieb, indem er entweder den Ortswechsel geradezu erforderte, oder den Menschen so stimmte, daß ihm nirgends lange wohl sein konnte. Während er der Leute des Ortes satt wurde und im Wirbel der Feindschaften sich übel befand, verlangten auch eben jene Leute stets Neues (S. 234). So manches hier auch an die griechischen Sophisten der Kaiserzeit erinnert, wie sie Philostratus beschreibt, so standen diese doch günstiger, indem sie größtenteils Reichtümer besaßen, oder leichter entbehrten und überhaupt leichter lebten, weil sie nicht sowohl Gelehrte als ausübende Virtuosen der Rede waren. Der Humanist der Renaissance dagegen muß eine große Erudition und einen Strudel der verschiedensten Lagen und Beschäftigungen zu tragen wissen. Dazu dann, um sich zu betäuben, unordentlicher Genuß, und, sobald man ihm ohnehin das Schlimmste zutraute, Gleichgültigkeit gegen alle sonst geltende Moral. Ohne Hochmut sind solche Charaktere vollends nicht denkbar; sie bedürfen desselben, schon um oben schwimmen zu bleiben, und die mit dem Haß abwechselnde Vergötterung bestärkt sie notwendig darin. Sie sind die auffallendsten Beispiele und Opfer der entfesselten Subjektivität.

Die Klagen wie die satirischen Schilderungen beginnen, wie bemerkt, schon früh, indem ja für jeden entwickelten Individualismus, für jede Art von Celebrität ein bestimmter Hohn als Zuchtrute vorhanden war. Zudem lieferten ja die betreffenden selber das furchtbarste Material, welches man nur zu benutzen brauchte. Noch im 15. Jahrhundert ordnet Battista Mantovano in der Aufzählung der sieben Ungeheuer¹⁾ die Humanisten mit vielen anderen unter den Artikel: Superbia; er schildert

¹⁾ Bapt. Mantuan., De calamitatibus temporum, L. I.

sie mit ihrem Dünkel als Apollsföhne, wie sie verdrossenen und maliziösen Aussehens mit falscher Gravität einherschreiten, dem förnerpickenden Kranich vergleichbar, bald ihren Schatten betrachtend, bald in zehrende Sorge um Lob versunken. Allein das 16. Jahrhundert machte ihnen förmlich den Prozeß. Außer Ariosto bezeugt dies hauptsächlich ihr Literarhistoriker Gyraldus, dessen Abhandlung¹⁾ vielleicht schon unter Leo X., dessen Zeitalter er das goldene nennt, verfaßt, aber um 1540 überarbeitet wurde. Antike und moderne Warnungsexempel der sittlichen Haltlosigkeit und des jammervollen Lebens der Literaten strömen uns hier in gewaltiger Masse entgegen, und dazwischen werden schwere allgemeine Anklagen formuliert. Diese lauten hauptsächlich auf Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit, Starrsinn, Selbstvergötterung, zerfahrenes Privatleben, Unzucht aller Art, Kezerei, Atheismus, — dann Wohlredenheit ohne Überzeugung, verderblichen Einfluß auf die Kabinette, Sprachpedanterei, Undank gegen die Lehrer, kriechende Schmeichelei gegen die Fürsten, welche den Literaten zuerst anbeißen und dann hungern lassen u. dgl. m. Den Schluß bildet eine Bemerkung über das goldene Zeitalter, das nämlich damals geherrscht habe, als es noch keine Wissenschaft gab. Von diesen Anklagen wurde bald eine die gefährlichste: diejenige auf Kezerei, und Gyraldus selbst muß sich später beim Wiederabdruck einer völlig harmlosen Jugendschrift²⁾ an den Mantel des Herzogs Ercole II. von Ferrara, des letzten Gönners der Gelehrten (oben S. 299), anklammern, weil schon Leute das Wort führen, welche finden, die Zeit wäre besser an christliche Gegenstände gewendet worden als an mythologische Forschungen. Er gibt zu erwägen, daß letztere im Gegenteil bei so beschaffenen Zeiten

¹⁾ Lil. Greg. Gyraldus, Progymnasma adversus literas et literatos. Opp. ed. Bas. 1580, II, p. 422—455. Die Widmungen 1540 und 1541, die Schrift aber an Giov. Franc. Pico gerichtet, jedenfalls also vor 1533

vollendet.

²⁾ Lil. Greg. Gyraldus, Hercules. Opp. I, p. 544—570. Die Widmung ist ein entsprechendes Denkmal der ersten drohenden Regungen der Inquisition.

fast der einzige unschuldige, d. h. neutrale Gegenstand gelehrter Darstellung seien.

Wenn aber die Kulturgeschichte nach Ausfagen zu suchen verpflichtet ist, in welchen neben der Anklage das menschliche Mitgefühl vorwiegt, so ist keine Quelle zu vergleichen mit der oft erwähnten Schrift des Pierio Valeriano „über das Unglück der Gelehrten“¹⁾. Sie ist geschrieben unter dem düsteren Eindruck der Verwüstung von Rom, welche mit dem Jammer, den sie auch über die Gelehrten brachte, dem Verfasser wie der Abschluß eines schon lange gegen dieselben wütenden bösen Schicksals erscheint. Pierio folgt hier einer einfachen, im ganzen richtigen Empfindung; er tut nicht groß mit einem besonderen vornehmen Dämon, der die geistreichen Leute wegen ihres Genies verfolgte, sondern er konstatiert das Geschehene, worin oft bloß der unglückliche Zufall als entscheidend vorkommt. Er wünscht keine Tragödie zu schreiben oder alles aus höheren Konflikten herzuleiten, weshalb er denn auch Alltägliches vorbringt. Da lernen wir Leute kennen, die bei unruhigen Zeiten zunächst ihre Einnahmen, dann auch ihre Stellen verlieren, Leute, die zwischen zwei Anstellungen leer ausgehen, menschen-scheue Geizhälse, die ihr Geld immer eingenäht auf sich tragen und nach geschעהener Veraubung im Wahnsinn sterben, andere, welche Pfänden annehmen und in melancholischem Heimweh nach der früheren Freiheit dahinsiechen. Dann wird der frühe Tod vieler durch Fieber oder Pest beklagt, wobei die ausgearbeiteten Schriften mitsamt Bettzeug und Kleidern verbrannt werden; andere leben und leiden unter Morddrohungen von Kollegen; diesen und jenen mordet ein habfüchtiger Diener, oder Bösewichter fangen ihn auf der Reise weg und lassen ihn in einem Kerker verschmachten, weil er kein Lösegeld zahlen kann.

¹⁾ De infelicitate literatorum. (Die Schrift ist nach der Ausg. von Mendon 1707 zitiert.) Pier. Val. hat, nachdem er Rom verlassen, noch lange als Professor in Padua in angesehener Stellung gelebt. Am Ende seiner

Schrift drückt er die Hoffnung aus, daß Carl V. und Clemens VII. eine bessere Zeit auch für die Gelehrten herbeiführen würden. Bibliographisches über Pier. Valerianus bei Cian, Cavassico I, CLIX.

Manchen rafft geheimes Herzeleid, erlittene Kränkung und Zurücksetzung dahin; ein Venezianer stirbt vor Gram, weil sein Söhnchen, ein Wunderkind, gestorben ist, und die Mutter und deren Bruder folgen bald, als zöge das Kind sie alle nach sich. Ziemlich viele, zumal Florentiner, enden durch Selbstmord¹⁾, andere durch geheime Justiz eines Tyrannen. Wer ist am Ende noch glücklich? und auf welche Weise? etwa durch völlige Abstumpfung des Gefühles gegen solchen Jammer? Einer der Mitredner des Dialoges, in welchen Pierio seine Darstellung gekleidet hat, weiß Rat in diesen Fragen; es ist der herrliche Gasparo Contarini, und schon bei Nennung dieses Namens darf man erwarten, daß uns wenigstens etwas von dem tiefsten und wahrsten mitgeteilt werde, was sich damals darüber denken ließ. Als Bild eines glücklichen Gelehrten erscheint ihm Fra Urbano Valeriano von Belluno²⁾, der in Venedig lange Zeit hindurch Lehrer des Griechischen war, Griechenland und den Orient besuchte, noch in späten Jahren bald dieses und bald jenes Land durchlief, ohne je ein Tier zu besteigen, nie einen Heller für sich besaß, alle Ehren und Standeserhöhungen zurückwies und nach einem heiteren Alter im 84. Jahre starb, ohne, mit Ausnahme eines Sturzes von der Leiter, eine kranke Stunde gehabt zu haben. Was unterschied ihn von den Humanisten? Diese haben mehr freien Willen, mehr losgebundene Subjektivität, als sie mit Glück verwerten können; der Bettelmönch dagegen, im Kloster seit seinen Knabenjahren, hatte nie nach eigenem Belieben auch nur Speise oder Schlaf genossen und empfand deshalb den Zwang nicht mehr als Zwang; kraft dieser Gewöhnung führte er mitten in allen Beschwerden das innerlich ruhigste Leben und wirkte durch diesen Eindruck mehr auf seine Zuhörer als durch sein Griechisch; sie glaubten nunmehr überzeugt zu sein, daß es von uns selbst abhängt, ob wir im Mißgeschick jam-

¹⁾ Hierzu vgl. schon Dante, Inferno, XIII, v. 58—73, wo Petrus de Vineis von seinem Selbstmord berichtet. Vgl. Exkurs LXXIII.

²⁾ Pier. Valer. ed. Mencken, p. 397 sq. 402. Er ist der Onkel unseres Schriftstellers.

mern oder uns trösten sollen. „Mitten in Dürftigkeit und Mühen war er glücklich, weil er es sein wollte, weil er nicht verwöhnt, nicht phantastisch, nicht unbeständig und ungenügsam war, sondern sich immer mit wenig oder nichts zufrieden gab.“ — Wenn wir Contarini selber hörten, so wäre vielleicht auch noch ein religiöses Motiv dem Bilde beigemischt; doch ist schon der praktische Philosoph in Sandalen sprechend uns bedeutsam genug.

Einen verwandten Charakter in anderen Umgebungen verrät auch jener St. Fabio Calvo von Ravenna¹⁾, der Erklärer des Hippokrates. Er lebte hochbejahrt in Rom bloß von Kräutern „wie einst die Pythagoräer“, und bewohnte ein Gemäuer, das vor der Tonne des Diogenes keinen großen Vorzug hatte; von der Pension, die ihm Papst Leo bezahlte, nahm er nur das Allernotwendigste und gab den Rest an andere. Er blieb nicht gesund wie Fra Urbano, auch war sein Ende so, daß er wohl schwerlich im Tode gelächelt haben wird wie dieser, denn bei der Verwüstung von Rom schleppten ihn, den fast neunzigjährigen Greis, die Spanier fort in der Absicht, ihn zu ranzionieren, und er starb an den Folgen des Hungers in einem Spital. Aber sein Name ist in das Reich der Unvergänglichkeit gerettet, weil Raffael den Alten wie einen Vater geliebt und wie einen Meister geehrt, weil er ihn in allen Dingen zu Rate gezogen hatte. Vielleicht bezog sich die Beratung vorzugsweise auf jene antiquarische Restauration des alten Rom (S. 206), vielleicht aber auch auf viel höhere Dinge. Wer kann sagen, wie großen Anteil Fabio am Gedanken der Schule von Athen und anderer hochwichtiger Kompositionen Raffaels gehabt hat?

Gerne möchten wir hier mit einem anmutigen und verfühnlichen Lebensbilde schließen, etwa mit dem des Pomponius Laetus. In dem Brief seines Schülers Sabellicus²⁾ wird

¹⁾ Coelii Calcagnini opera, ed. Basil. 1544, p. 101, im VII. Buch der Episteln. Nr. 27, Brief an Jacob Ziegler. (Die Lit. über Calvo bei

Pastor IV, 1, 468, A. 3). — Vgl. Pierio Val. De inf. lit. ed. Mendon, p. 369 sq.

²⁾ M. Ant. Sabellici opera, Epist.

Laetus absichtlich antikifiziert; doch mögen einige Züge daraus, berichtigt durch andere Quellen, folgen. Er war (oben S. 283) ein Bastard aus dem Hause der neapolitanischen Sanseverinen, Fürsten von Salerno (geb. 1428), wollte sich aber, nachdem er in seiner Jugend durch Stiefmutterränke aus dem Hause vertrieben worden, nicht zu ihnen halten, sondern schrieb ihnen auf die Einladung, bei ihnen zu leben, das berühmte Billett: Pomponius Laetus cognatis et propinquis suis salutem. Quod petitis fieri non potest. Valete. Er war ein unansehnliches Männchen mit kleinen lebhaften Augen, in wunderlicher Tracht. Früher, von etwa 1450 an, hatte er als Privatmann gelebt, dann hatte er öffentlich einige Jahre gelehrt, ohne Gehalt zu empfangen; in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts wirkte er als wohlbestallter Lehrer an der Universität Rom. Er bewohnte, zuerst mit einer höchst widrigen Weibsperson zusammen, dann in Gemeinschaft seiner gelehrten Tochter Nigella und der ungelehrten Fulvia, bald sein Häuschen mit Garten auf dem Esquilin, bald seine Bigne auf dem Quirinal; dort zog er seine Enten und anderes Geflügel, sammelte allerlei Getier, einen kleinen zoologischen Garten; hier erbaute er sein Grundstück durchaus nach den Vorschriften des Cato, Varro und Columella; Festtage widmete er draußen dem Fisch- und Vogelfang, auch wohl dem Gelage im Schatten bei einer Quelle oder an der Tiber. Reichtum und Wohlleben verachtete er. Er kannte nicht Ruhmsucht, weder Liebedienerei gegen Fürsten, noch Überhebung gegen Niedrigerstehende. Gegen Fremde freundlich, konnte er zudringlichen Tagesdieben gegenüber abweisend sein und erwiderte einem Deutschen, der sich in überschwänglichen Freudeäußerungen erging, den berühmten Mann begrüßen zu dürfen: „Dein Wunsch ist erfüllt, du hast den Pomponius gesehn“, und kehrte ihm den Rücken. Ein persönlicher

L. XI, fol. 56. Auch separat erschienen u. d. T.: Sabellicus, Vita Pomponii Laeti, Straßb. 1510. Dazu die betreffende Biographie in den

Elogia, p. 76 sq. des Paolo Giovio und die im Eufurs LXXIV angegebene Literatur.

Zauber wohnte ihm inne, der die Menschen zu ihm zog und an ihn fesselte. In allen Dingen, auch in der Arbeit, hielt er Maß. Neid und Übelrede war nicht in ihm, und er duldete sie auch in seiner Nähe nicht, nur gegen die Hierarchie ließ er sich sehr frei gehen, so daß er denn auch, die letzten Zeiten ausgenommen, als Verächter der Religion überhaupt galt. Doch mit Unrecht. Er war kein Heide, suchte vielmehr heidnische Verse des Statius christlich umzudeuten und verteidigte die Unsterblichkeit der Seele. Er liebte den Schöpfer in einziger Weise und sprach von heiligen Bildern und Sitten mit großer Verehrung.

Er war ein moderner Mensch, der reiste, selbst mehrmals nach dem Orient, nicht um Handschriften zu suchen, sondern um Gegenden und Menschen kennen zu lernen. Er hatte Sinn für die Zeitereignisse, selbst kleine Lokalvorfälle, über die er gelegentlich Verse machte. Auf einer dieser Reisen nach Venedig war er dem dortigen Rat denunziert und von diesem Papst Paul II. ausgeliefert worden. Er wurde wegen Hochverrats angeklagt — Anschuldigungen wegen Ketzeri und sittlicher Vergehen mischten sich hinein. Er verteidigte sich, nicht immer mit der wünschenswerten Seelengröße, und kam frei. Die Freiheit benutzte er zu einer größeren Reise, und erschien erst nach dem Tode seines Bedrängers wieder in Rom. Seitdem luden ihn Päpste und Prälaten zu sich ein und unterstützten ihn, und als in den Unruhen unter Sixtus IV. sein Haus geplündert wurde¹⁾, steuerte man für ihn mehr zusammen als er eingebüßt hatte. Als Dozent war er gewissenhaft; schon vor Tage sah man ihn mit seiner Laterne vom Esquilin herabsteigen, und immer fand er seinen Hörsaal schon gedrängt voll, denn schon um Mitternacht kamen die jungen Leute her, um sich einen Platz zu sichern; da er im Gespräch stotterte, sprach er auf dem Katheder behutsam, aber doch schön und gleichmäßig. Wie Sokrates suchte er durch geschickte Fragen aus den Schülern die Wahrheit herauszulocken. Alte lateinische Texte — denn Griechisch verstand

¹⁾ Er mußte in Strümpfen an seinem Krückstock zum Gerichtshof gehen, Schmarjow 251.

er wenig — behandelte er mit kühnen, nicht immer richtigen Hypothesen, ohne die Gesetze der Textkritik zu kennen. Er war kein bedeutender Grammatiker und gönnte sich allzu große Freiheit im Zitieren. Und doch muß der Eindruck, den die Schüler empfingen, ein unvergleichlicher gewesen sein, ganz verschieden von dem, den man jetzt aus seinen nur sehr fragmentarisch überlieferten Kommentaren erhält. Das kam von seiner Begeisterung, die er auch anderen mitzuteilen mußte. Denn er bezeugte für die Autoren und auch für andere Reste des Altertums einen wahren Respekt, indem er wie verzückt dastand oder in Tränen ausbrach. Seinen Enthusiasmus für geistiges Streben charakterisierte Pomponius Laetus einmal so: *Nulla re moveor nisi litterarum appetitu, qui profundus, immensus, insatiabilis ita est, ut non tantum me incitet sed obruat.* Da er die eigenen Studien liegen ließ, wenn er anderen behilflich sein konnte, so hing man ihm sehr an, und als er starb (1498), sandte sogar Alexander VI. seine Höflinge, die Leiche zu begleiten, welche von den vornehmsten Zuhörern getragen wurde; den Exequien in Araceli wohnten vierzig Bischöfe und alle fremden Gesandten bei.

Laetus hatte die Aufführungen antiker, hauptsächlich plautinischer Stücke in Rom aufgebracht und geleitet (S. 289). Auch feierte er den Gründungstag der Stadt alljährlich mit einem Feste, wobei seine Freunde und Schüler Reden und Gedichte vortrugen. Bei diesen beiden Hauptanlässen bildete sich und blieb dann auch später beisammen, was man die römische Akademie nannte. Dieselbe war durchaus ein freier Verein und an kein festes Institut geknüpft; außer jenen Gelegenheiten kam sie zusammen¹⁾, wenn ein Gönner sie einlud oder wenn das Gedächtnis eines verstorbenen Mitgliedes, z. B. des Platina, gefeiert wurde. Vormittags pflegte dann ein Prälat, der dazu gehörte, eine Messe zu lesen; darauf betrat etwa Pomponio die Kanzel und hielt die betreffende Rede; nach

¹⁾ Jac. Volaterran. Diar. Rom. bei Murat. XXIII, Col. 161. 171. 185. — Anecdota liter. II, p. 168 sq.

ihm stieg ein anderer hinauf und rezitierte Distichen. Der obligate Schmaus mit Disputationen und Rezitationen beschloß Trauer- wie Freudenfeste, und die Akademiker, z. B. gerade Platina selber, galten schon früh als Feinschmecker¹⁾. Andere Male führten einzelne Gäste auch Farcen im Geschmack der Atellanen auf²⁾. Als freier Verein von sehr wandelbarem Umfang dauerte diese Akademie in ihrer ursprünglichen Art weiter bis auf die Verwüstung Roms und erfreute sich der Gastlichkeit eines Angelus Coloccius, eines Joh. Corycius (S. 305) und anderer. Wie hoch sie für das Geistesleben der Nation zu werten ist, läßt sich so wenig genau bestimmen wie bei irgend-einer geselligen Verbindung dieser Art; immerhin rechnet sie selbst ein Sadoletto³⁾ zu den besten Erinnerungen seiner Jugend.

Eine ganze Anzahl anderer Akademien entstanden und vergingen in verschiedenen Städten, je nachdem die Zahl und Bedeutung der ansässigen Humanisten oder die Gönnerschaft von Reichen und Großen es möglich machte. So die Akademie von Neapel, welche sich nach ihrer Begründung durch Alfonso unter Panormitas Vorsitz⁴⁾, später unter dem des Jovianus Pontanus versammelte und von welcher ein Teil nach Lecce überfiedelte⁵⁾, u. a. m. Bald kam für jede zufällige Vereinigung von Gelehrten der Name Akademie auf, so daß Giovio und nach ihm viele andere Literaturhistoriker einige Gelehrte, die gelegentlich bei Bartolomeo Alviano während dessen siebenmonatlichen Aufenthaltes zu Bordenone (1508 und 1509) zusammentrafen, als Akademie bezeichnen⁶⁾.

¹⁾ Paul. Jov., De romanis piscibus, cap. 17 und 34.

²⁾ Über Aufführungen noch nach dem Tode des P. L. vgl. Creizenach II, 18 ff.

³⁾ Sadoleti Epist. 106, vom J. 1529.

⁴⁾ Dies nach Minieri Riccio, Arch. stor. napol. IV, 163 ff. V, 353 ff.

⁵⁾ Anton. Galatei epist. 10 und

12 bei Mai, Spicileg. rom. vol. VIII. — Über einzelne Akademien vgl. J. II, 324. Vor allem A. della Torre's Werk.

⁶⁾ Die Frage, ob man diese Vereinigung als Alvianische oder Livia-nische Akademie bezeichnen darf, ist neu behandelt von Fr. Fossano, Ricerche letterarie, Livorno 1897, S.

Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts scheint eine vollständige Umwandlung mit diesen Vereinen vorgegangen zu sein. Die Humanisten, auch sonst aus der gebietenden Stellung im Leben verdrängt und der beginnenden Gegenreformation Objekte des Verdachtes, verlieren die Leitung der Akademien, und die italienische Poesie tritt auch hier an die Stelle der lateinischen. Bald hatte jede irgend beträchtliche Stadt ihre Akademie mit möglichst bizarrem Namen¹⁾ und mit eigenem, durch Beiträge und Vermächtnisse gebildetem Vermögen. Außer dem Rezitieren von Versen ist aus der früheren lateinischen Zeit herübergenommen das periodische Gastmahl und die Aufführung von Dramen, teils durch die Akademiker selbst, teils unter ihrer Aufsicht durch junge Leute und bald durch bezahlte Schauspieler. Das Schicksal des italienischen Theaters, später auch der Oper, ist lange in den Händen dieser Vereine geblieben.

43 f. Poesien zu Ehren des B. Alviano 1508 sind zusammengestellt bei Gian, Cavassico I, 268—284 (röm.); Kan- zonen von Cavassico auf denselben das. II, 36—39.

¹⁾ Dieses schon vor der Mitte des Jahrh. Vgl. Lil. Greg. Gyraldus, De poetis nostri temp. II, ed. Wolfe, S. 91.

Erklärung über die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...